

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 53 (1949-1950)
Heft: 6

Artikel: Weihnachten daheim
Autor: Seidel, Barbara
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-663949>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Weihnachten

ist das jüngste der drei grossen kirchlichen Feste der Christenheit

Weihnachten ist unbestreitbar das lieblichste Fest des Kirchenjahres; die Bezeichnung „Weihnachten“ ist entstanden aus der altdeutschen Formel „ze wihen nachten“, das heißt „zu“ oder „an den geweihten Nächten“, worunter die Tage vor dem 25. Dezember bis 6. Januar (die sog. heiligen zwölf Nächte) verstanden wurden. Denn die Winterjonnenvende, welche in diese Jahreszeit fiel, wurde bei fast allen Völkern der Antike als der Sieg des Lichtes und der erwachenden Natur gefeiert. Die alten Römer feierten ihre Saturnalien, eine Versinnbildlichung der goldenen Zeit des Friedens, ebenso das Fest der „unbesiegtten Sonne“, die Germanen ihr „Zul-fest“ (Sonnenwende). Die Wohnungen wurden mit frischem Tannenreis geschmückt, es wurde allerlei süßes Gebäck bereitet. Viele dieser alt-heidnischen Bräuche haben sich bis auf unsere Tage erhalten. Weihnachten als der Tag der Geburt Christi (Christfest) kam erst im vierten Jahrhundert auf, in Rom am 25. Dezember, seit dem Jahre 354 n. Chr. Geburt. So ist denn eben das Weihnachtsfest das jüngste der drei großen kirchlichen Feste (neben Ostern und Pfingsten). — Das Weihnachtsfest hat also im Abendlande seinen Ursprung, und hier hat es auch die größte Bedeutung gewonnen. Die östlichen (griechisch-orthodoxen und orientalischen)

Kirchen haben sich lange hartnäckig gegen das neue Fest gewehrt; am längsten Palästina, wo es erst um die Mitte des 5. Jahrhunderts sich durchzusetzen vermochte. Noch heute zwar muß das Weihnachtsfest in der Ostkirche hinter dem Epiphaniensfest (6. Januar) zurückstehen. —

Am Weihnachts- oder Christfest erschloß sich die Freude in volkstümlicher Tiefe und Breite, wie sonst bei keinem andern christlichen Kirchenfeste. Vom 5. Jahrhundert an kamen die Krippen- und Weihnachtsspiele in Uebung und Brauch, in spätern Zeiten, im 17. und 18. Jahrhundert der Weihnachtsbaum, der allerdings erst im 19. Jahrhundert allgemeine Verbreitung auf unserm Kontinent gefunden hat. —

Dichter, Musiker und Maler haben von der Weihnachtsbotschaft die stärksten Antriebe für ihr Schaffen erhalten. Ihre Kunstwerke zeigen, wie unser Volk durch die Weihnachtsbotschaft in den Tiefen seines Wesens ergriffen worden ist.

Bald werden die lichter-geschmückten Christbäume in Kirche, Schule und Haus erstrahlen! Freuen wir uns alle darauf! So möge denn wahre und frohe Weihnachtsfreude und damit auch die Liebe zu unsern Nächsten und allen Notleidenden — die unglücklichen Ostflüchtlinge und Heimatlosen eingeschlossen — Einzug in unsere Herzen und Häuser halten. Adolf Däster, Aarau

Weihnachten daheim

Von Barbara Seidel

Es war, als sei der Zug an diesem Tage ein Weihnachtsmann: an jedem Bahnhof schöpfte er aus seinem langen schmalen Sack die Menschen gleich Geschenken, ließ sie durch die Straßen kollern, damit sie den Weg in die Häuser fänden.

Dieser Vergleich fiel Martin ein, als er am Ende des kleinen Menschenstroms durch die Dorfstraße ging und die schwarzen wesenlosen

Figürchen in die Häuser versickern sah. Ein paar Kinder trollten sich vor einem Schaufenster mit bunten Glaskugeln; Puppen, Tiere und Baukasten drängten sich unter dem künstlichen Schneegeköber von Wattebüschchen an weißen Fäden. In einem kleinen Häuschen am Ausgang des Dorfes brannten bereits die Kerzen; eine Pyramide schwebender Lichter. Dann blieb

alles zurück und Martin bog von der Hauptstraße ab in den Weg, der an vereinzelt Gehöften vorbei zu seinem Zuhause führte. Der Schnee knirschte unter seinen Füßen, die Berge zu beiden Seiten standen in ihrer eigenen weißen Helle vom dunkelblauen Nachthimmel umgeben. Vor ihm ging ein Menschenpaar; sein ruhiges Sprechen drang durch die Stille zu ihm. Als die Frau einmal ausglitt, nahm der Mann sie bei der Hand und von da ab gingen die beiden Hand in Hand. Jenseits der Brücke bogen sie ab zum breiten Hof, der hinter einen höckerig verschneiten Garten rötliches Licht durch die Fenster ließ. Sie klopfen den Schnee von den Schuhen und traten ins Haus. Sie waren daheim.

Sie sind daheim, nicht nur zu Hause, dachte Martin und ging freudlos weiter. So hatte er sich den Weg mit Margaret ausgemalt — als das Schönste des ganzen Weihnachtstages, als gemeinsames, verheißungsvolles Wandern durch die Landschaft seiner Kindheit. Ihm hatte geschienen, sein Zuhause würde zum erstenmal wieder sein Daheim werden, weil Margaret mit ihm sei. Ein alter und doch neuer Zauber mußte darüber liegen, die Erfüllung aller Träume.

Aber Margaret betrog ihn darum.

Eine Woche vor Weihnachten fragte er sie: „Du kommst doch an Weihnachten zu uns, nicht wahr?“ — Unbewußt verschob er die Frage immer und immer wieder, da er ihre Antwort fürchtete; tatsächlich lautete sie:

„Du — es geht nicht — ich kann meine Eltern nicht allein lassen, ausgerechnet am Heiligen Abend. Könntest du nicht mit uns sein?“

Sie war von einer endlosen Dankbarkeit und Verpflichtung ihren Eltern gegenüber und er kam das Jahr über selten nach Hause, an Weihnachten zum mindesten mußte er dort sein.

„Deine Eltern müssen sich damit abfinden — nächstes Jahr sind sie ohnehin allein, wenn wir verheiratet sind,“ sagte er ungeduldig.

„Eben deshalb, es sind doch die letzten Weihnachten ...“ begütigte Margaret, aber Martin wurde nur gereizter.

„Du willst ganz einfach nicht — du sträubst dich gegen meine Familie — du mußt dich endlich entscheiden, zu wem du gehören willst.“

Das Gespräch ging hin und her, einmal böse, einmal traurig. Schließlich einigten sie sich auf den Silvester, aber es war keine unbedingt gütliche Einigung. Martin grollte.

Er grollte auch jetzt; seltsamerweise fast mehr seiner Familie als Margaret. Wäre der unbestimmte Zwang seiner Eltern nicht, dieses ungeschriebene Gesetz, das die Kinder an Weihnachten nach Hause befahl, er wäre bei Margaret geblieben und müßte nicht am Heiligen Abend allein über Felder zwischen Bergen gehen, mit seinen Eltern und Geschwistern — die er doch sonst wirklich liebte — sitzen, während tief in seinem Herzen die Sehnsucht saß und ihn anderswo hin trug. Er grollte auch ihren Eltern, die ihren Besitz auf Margaret nicht aufgeben wollten, die sich verlassen fühlten ohne sie.

Ob sie nun auch an ihn dachte oder war sie es zufrieden, zu Hause zu sein und ihren Willen durchgesetzt zu haben? Sie konnte eigeninnig sein; starrköpfig konnte Margaret sein.

Er blieb stehen am Fuße des Hügels, auf dem sein Zuhause lag; durch die Bäume schimmerte Licht zu ihm herab. Irgendwo in der Nacht schlug ein Hund an, in unbestimmter Ferne knirschten Schritte auf dem Schnee, sonst war alles still in flirrender Kälte.

In ihm wuchs jäh ein Entschluß. Es ist Schicksal, sagte er sich, und die Entscheidung. Margaret wollte nicht, sie hätte gekonnt ... sie ist eigeninnig ... sie liebt mich nur soweit, als ich ihr nachgebe ... in ihren Augen bin ich ein Hampelmann ... ja, es ist Schicksal, wiederholte er, und die Entscheidung. In diesem Augenblick befreie ich mich — es ist gut so, es muß so sein.

Aber er fror, als er weiterging. Weihnachten ohne Margaret, dachte er, Weihnachten — und alles in Trümmern.

Mit einem Male dünkte ihn, die Schritte, die er unlängst in unbestimmter Ferne gehört, klängen nun auf dem Wege hinter ihm. Er wandte sich um und sah einen dunklen Schatten; er sah Margaret ähnlich in seinen schmalen Umrissen. Man narrt sich selbst mit dem Bild eines Menschen, an den man zu viel denkt, sagte er sich und stieg rascher den Hügel hinan.

Die Schritte waren nun dicht hinter ihm, eilig und leicht. Er glaubte seinen Namen zu hören,

von Margarets Stimme gerufen; noch immer stieg er bergan, aber er bemühte sich, leise zu gehen. Ein zweites Mal — nun wandte er sich um.

Da stand Margaret, die Kälte trieb ihr die Tränen in die Augen. „Ich verberg mich am Bahn-

hof — dann folgte ich dir — du gehst so schnell Martin,“ sagte sie außer Atem, und da er sie wortlos anstarrte, fuhr sie leise fort: „Mutter hat mich geschickt — es gehöre sich so zu Weihnachten, ich solle heimkommen zu dir.“

Weihnachten im heimatlichen Sprachleben

In den letzten Jahrzehnten hat sich in den Bräuchen Verstärkungen und ihren Benennungen, die an die Feier der Geburt des Erlösers anknüpfen, in der ganzen deutschen Schweiz eine starke Vereinfachung und Vereinheitlichung vollzogen, die uns kaum mehr bewußt werden läßt, wie es sich damit bis noch vor fünfzig Jahren verhielt und wie jung eigentlich dieser innigste Feiertag unseres Glaubens als Familienfest und Anlaß der Schenkfreude ist. Natürlich war diese heilige Zeit stets ein hohes Kirchenfest; ein Berner Dokument aus dem Jahr 1493 spricht von den „dryen hochzyten zu winacht, zu ostern und zu pfingsten“, also den drei höchsten Feiertagen, und bereits zu Ende des 13. Jahrhunderts begegnen uns in Basel die Benennungen „ze winnacht“ und „ze wienacht“ in der Doppellautung, in die sich heute noch unsere Mundarten teilen: Wynnächte“ (Schaffhausen, Thurgau und Teile des Kantons Zürich), „Weenecht“ (Appenzell), sonst meist „Wienacht, Wienächt“. Darin hat sich das alte oberdeutsche Wort „wîch“ erhalten, das sonst fast allgemein durch das sächsische „heilig“ verdrängt wurde, welchem die angelsächsische Mission zur Ausbreitung verholfen hatte.

Als häusliches Fest mit einem geschmückten Lannenbäumchen und einem Gabentisch läßt sich Weihnachten kaum über das 19. Jahrhundert zurückverfolgen; diese Bräuche kamen aus dem Elsaß und aus Süddeutschland zu uns und fanden, wie das „Deutschschweizerische Wörterbuch“ schreibt, zusammen mit dem Ausdruck „Christchindli“ erst mit der deutschen Einwanderung weitere Verbreitung. Deshalb suchen wir in dieser Schatzkammer des heimischen Sprachguts

auch vergeblich nach den Bezeichnungen „Christbaum“ oder gar „Weihnachtsbaum“ — erfahren aber, daß noch zu Anfang unseres Jahrhunderts der Christbaum vorwiegend nur in reformierten Gegenden bekannt war und erst allmählich in die Kantone Schwyz und Luzern einzudringen beginne. In den katholischen Landesteilen stellte man die „chripf, Chripfe, Chrüpf, Chrüpf“ die Krippe, auf und verstand unter „chripfeli“ geradezu das Christkind und weiterhin seine Gaben. Allgemein hieß es ja früher „hinli“, wovon noch die Gasthäuser „zum Kindli“ zeugen, die alle einst als Tafäre das Jesusknäblein zeigten, zumeist mit der Weltkugel im Händchen. In Ringgenberg hieß es, eben weil es Gaben bringt, „Opferchindli“; Weihnacht war der „Opferchindlitag“, „d's Opferchindli spreng“, Weihnachtsgeschenke geben. Weiter verbreitet war der Name „Neujaarschindli“ (Basel, Bern, Zürich-Stadt); daneben brauchen Gotthelf und seine Berner „Wienächtchindli“, wobei alle diese Bezeichnungen, wie das neuere „Christchindli“ zugleich auch die von ihm gebrachten Geschenke bezeichnen.

Heute freuen wir uns alle am „Christbaum“ oder einfach „Baum, Bäumli“, besonders wenn man „eim öppis under de Baum leit“, das heißt schenkt. Früher aber nannte man ihn in gewissen Gegenden auch „Chlausbaum“, da der Samichlaus der alleinige Geschenkbringer war. Im Zürcher Weinland trennte die Thur den Herrschaftsbereich des Christkinds (links) von dem des Samichlaus (rechts). Im St. Gallischen hat man dafür auch den Namen „Chindlibaum“, was in Basel etwas ganz anderes bedeutet, näm-